

moriam operam darem... imponendo plane michi sarcinam meis profecto viribus imparem, ita ut ipsa tantum sui consideratione succumbens, iam fere per annum non sine aliqua inobedientia id attemptare timuerim. Et secundum regulam quidem, quod michi visum fuerat impossibile, iubentis imperium absque ulla contradictione, non tamen aliqua repromissione suscepi... Quod ego imperium priusquam curiose perpenderem, quamvis gravissimum esse parvitati meae non dubitarem, annuendo tamen suscepi. Postquam vero coepi magnitudinem eiusdem praecepti sollicitius considerare, coeperunt michi hinc inde plurima curarum spineta succrescere, et unde vel quomodo id perficere irreprehensibiliter possem, pro paupertate ingenioli mei non facile pervidens, rursus itemque coepi eadem mecum estuanti mente tractare... Verum quoniam pro devotione, quam ab olim in tua paternitate singularem gerebam, nunquam tibi non oboedire iam dudum decreveram, stabilivi tandem igitur animum, et... prout tenuitas ingenioli mei suppetit, peragere quod praecepisti aggressus auxiliante Domino sum, magis certe de oboedientia, quam tibi ut patri ac domino debeo, quam de aliqua quae michi non est praesumens scientia."

Die Übereinstimmung dieser Vorreden untereinander und mit den Worten Eikes springt in die Augen. Derartiges ist aber so häufig, daß sich jede Aufzählung erübrigt. Es genüge ein Hinweis auf den Ursprung dieser Autorentsitte: er liegt, wie wir soeben aus den aufschlußreichen Untersuchungen von E. R. Curtius gelernt haben, in der antiken Rhetorik, die die „freiwillige Selbstherabsetzung“ empfahl und dafür unter anderem auf das Motiv des „Genötigtseins“ verwies. Das Bescheidenheits-Schema: „Trotz meiner Unzulänglichkeit behandle ich das Thema, weil du es von mir forderst“, findet sich schon bei Cicero und bleibt durch Spätantike und Mittelalter hindurch erhalten. „Zahllose mittelalterliche Autoren geben z. B. vor, sie schrieben auf Befehl eines Bischofs. Aber dieser Befehl ist ein Kunstgriff... ein Rezept aus der Stilapotheke, Abteilung *epieikeia*"⁹⁾.

Daß auch Eike im Bann einer solchen literarischen Tradition steht¹⁰⁾, wird niemanden verwundern, der den Titel seines Werkes bedenkt: „Spiegel der Sassen“, in der lateinischen Urfassung also „*Speculum Saxonum*“. Dieser Titel ist in der damaligen didaktischen Literatur schlechthin konventionell, denn die Lehrbücher des 12. und 13. Jahrhunderts wählten in großer Zahl derartige Metaphern zum Titel¹¹⁾; besonders beliebt war „*Gemma*“ und am allerschäufigsten „*Speculum*“. Man werfe einen Blick in die Register der von P. Lehmann herausgegebenen mittelalterlichen Bibliothekskataloge, wie es da wimmelt von „*Speculum animae*“, „*Speculum sacerdotum*“, „*Speculum Mariae*“, „*Speculum iuris*“ usw.

⁹⁾ E. R. Curtius, Dichtung und Rhetorik im Mittelalter, Dtsch. Vierteljahrsschrift f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. 16 (1938) 459. Vgl. auch denselben, Zur Literarästhetik des Mittelalters, Zs. f. roman. Philol. 58 (1938) 458 Anm. 2.

¹⁰⁾ Wie weit die literarische Tradition die Vorrede auch sonst bestimmt hat, wäre dankbarer Gegenstand einer eingehenderen Untersuchung.

¹¹⁾ Vgl. E. Schröder, Aus den Anfängen des deutschen Buchtitels, Nachr. Gött. NF. Fachgr. 4 Bd. 2 Nr. 1 (1937) 35. Auch die Geschichte dieser metaphorischen Titel, die nicht erst von Honorius Augustodunensis aufgebracht sind, wäre zu untersuchen. Über ihr Vorkommen in Byzanz vgl. F. Dölger, Der Titel des Suidaslexikons, SB. Münch. (1936) Nr. 6.